

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 3
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
21. Januar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Abschied.

Zwei Sonette von Cajetan Binz.

Ich fühle es, das war dein Lebewohl,
Nun hab' ich dich zum letzten Mal gesehen,
Die Tage werden kommen und vergehen,
Wir aber sind uns fremd, wie Pol und Pol.

Die zarten Zeichen deiner Liebe hab'
Ich heute schmerzversunken ausgegraben,
Verwelkte Blumen, Bänder, kleine Gaben,
Die freundlich mir dein holdes Gutsein gab.

Gefroren steht der Wald vor meinem Fenster,
Ein schmaler Mond hängt bleich am Himmelsdom,
Vereiste Nebel hocken wie Gespenster

Mit leichenhaftem Glanze auf dem Strom.
Der Winter hält das Glück der Welt gefangen,
Ich weiß: du bist für immer fortgegangen.

Ein halbes Hundert Blätter, ach, ein kaum
Erwähnenswertes Häuflein Schreibpapier
Ist alles, was mir übrig bleibt von dir,
Nun bin ich wieder einsam, wie ein Baum,

Wie jener Baum, der starr im Winterfeld
Mit eingefrorenen Ästen schaurig steht,
Und den ein eiskalter Wind umweht.
Die Einsamkeit umgittert alle Welt.

O Gott, wie sind doch deine Worte mild
Und stärker als der Schmerz, der einst vergeht!
Ich liebe deine Worte und dein Bild.

Und sieh, ich bin nicht einsam, wie der Baum,
Denn du bist meines Lebens goldner Saum,
Dein Walten bleibt. O du, Elisabeth!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 3

Monika kam und machte ihrer Herrin ein Zeichen, daß der Tee bereit sei. Marie bat, ins Wohnzimmer kommen zu wollen. Dort wartete Sidney.

„Sidney, begrüße deine Verwandten“, befahl Mariechen. Er tat es und flüsterte seiner Pflegmutter etwas ins Ohr.

„Er möchte mit uns Tee trinken“, sagte verlegen lächelnd Marie. Sie wußte, daß Adeline es für unpassend hielt, wenn Kinder mit den Erwachsenen Tee tranken. Sie wartete, ob jemand das Kind zum Bleiben auffordern würde, aber es geschah nicht.

„Wenn du recht artig sein willst, darfst du bei uns bleiben“, rief sie, froh, daß wenigstens niemand sagte, was er dachte. „Ihr habt doch nichts dagegen?“ Der Onkel lachte.

„Ach Marie, weißt du, dir bei Sidneys Erziehung helfen zu wollen, haben wir längst aufgegeben. Wir müssen dich machen lassen.“ Marie lächelte verlegen zu den Worten ihres Vaterbruders.

„Sie kann mich ganz gut erziehen“, sagte trotzig Sid-

ney, der nichts auf Tante Marie kommen ließ. „Sie ist eine liebe Tante.“

„Und du ein lieber Junge“, rief der Onkel Doktor.

„Ich wundere mich über euch“, sagte Adeline. „Als ich ein Kind war, mußte ich meinem Vater die Hand küssen, und „Sie“ zu ihm sagen. Von Begehren und Erzwingen wollen und allem dem Neuen in der Kindererziehung war keine Rede. Abends Habersuppe. Tee! Ich bitte euch. Davon, daß Kinder...“

„Ach, Tante Adeline, du mußt Tante Marie nicht aufheken“, sagte Sidney.

„Troll dich“, rief der Onkel, aber er lachte. Sidney sah das Tantchen mit bittenden Augen an, und sie sagte: „Bleib nur“, schämte sich aber vor dem Onkel, der mit diskreter Behutsamkeit eine Priße nahm.

Man setzte sich um den runden Tisch, auf dem ein Tuch mit in farbiger Seide gestickten Rosen lag. Eine wohl hundertjährige Teekanne und Zuckerdose lagen da, ein Brotkorb aus altem Zürcher Porzellan, der zu den Tellern und Tassen gehörte; alles sah schön und vornehm aus.

„Von unserm Brecht ist noch keine Spur gefunden worden“, sagte Better Ludwig — „verdunstet!“

„Wollen wir nicht aufhören von dem Mann zu reden“, bat Adeline. „Wir tun ihm zu viel Ehre an. Ist es nicht genug, daß er sich in unsere Familie drängte? Wollen wir ihm nicht dankbar sein, daß er uns so bald wieder von sich befreit hat?“ sagte sie vornehm.

„Wir hätten uns vielleicht mehr um Ottilie kümmern sollen, als sie jünger war“, sagte der alte Onkel Doktor nachdenklich. „Sie hatte wenig Freude und Zerstreuung bei der Großmutter, die längst vergessen hatte, wie es einem jungen Ding zumute sein mußte. Da griff sie eben zu, als eine Hand sich ihr bot.“

„Fi donc“, sagte Adeline. So heiratet Hinz und Kunz, aber keine Schwendts.“

Der Doktor zuckte die Achseln. „So ein armes Ding zwischen Türe und Angel, von Familie, aber ohne Geld. Natürlich, ich gebe es zu, sie war eine Gans, als sie den Brecht nahm, einen Kerl, den man ‚den Schönen‘ nannte. Einem Mann wird dabei übel... aber ihr Weiber...“

„Euch wird auch nicht übel, wenn man von einer Frau ‚die Schöne‘ sagt“, rief die kleine Tante Marie.

Der Onkel lachte. „Das ist nicht dasselbe. Ihr Weiber...“

„Onkel“, bat Adeline und nahm ihre langstielige Vognette und sah ihn an. Es wurde ihm unbehaglich unter ihrem Blick. „Und kurz und gut, ich fühle mich in Ottiliens Schuld und möchte das gut machen“, rief er resolut. Da fiel Sidney ihm ins Wort.

„Onkel Doktor, warum hast du nicht geheiratet?“ fragte er.

„Es hat mich keine gewollt“, lachte der Onkel, und strich sich behaglich über die Weste, über der ein Negerkopf von Rauchtopas und ein Ring mit den Freimaurerzeichen baumelten.

„Warum nicht?“ forschte Sidney weiter.

„Eine jede begehrte gerade das von mir, was ich zu der Zeit, als sie es begehrte, nicht geben konnte“, fuhr der Onkel gelassen fort. „Als ich jung war, sollte ich auch reich sein. Oder ich sollte geseht sein, kein Springinsfeld. Als ich nachher geseht und würdig geworden, da hätten sie mich gern lustig und übermütig gehabt. Und als es mir gelungen war, zu Geld zu kommen, da vermischten sie die Jugend. Als ich verliebt war, nannte man mich einen Fant, und als ich kühl und weise geworden, da hätte ich mich wieder verlieben sollen, kurz...“

„Onkel, Sie sprechen zu einem Kinde“, mahnte Frau Adeline.

„Und kurz und gut“, schloß der Onkel, „ich habe nie eine fangen können.“

„Ich will mir einmal viele fangen“, sagte Sidney ernsthaft und alles lachte, auch Frau Adeline.

Belusa, dessen Pferde vor dem Hause ungeduldig geworden, trotzdem er sie schon dreimal um die ganze Stadt gefahren, und in der Enge hatte ruhen lassen, knallte mit der Peitsche.

„Es ist Zeit“, sagte Frau Petitpierre. „Onkel, darf ich Sie nach Hause fahren lassen? Ja? Und dir, Mariechen, danke ich sehr, daß du uns so gut bewirtet hast.“

„Oh, ich bin so froh, wenn jemand zu mir kommt und mich zerstreut“, sagte Marie. „Monika wird wirklich zu despotisch.“ Die anderen lächelten, denn wer hätte sich Tante Marie ohne Monika denken können.

„Danke verbindlich für die angenehmen Stunden“, ließ sich Better Ludwig vernehmen und machte eine tiefe Verbeugung. Marie läutete, Monika erschien, half beim Anziehen und geleitete die Damen hinunter.

„Gottlob“, sagte oben die gute Tante Marie, „nun ist für die arme Ottilie gesorgt.“

*

Ottilie hatte ein kleines schönes Mädchen zur Welt gebracht, das Adeline Petitpierre Rahel nannte. An der Taufe ging es hoch her. Der Täufling wurde in echten Spitzen zur Kirche gefahren. Die Patinnen rauschten in schwerer Seide, mit goldenen Ketten um den Hals. Der Pate, Herr von Peters, stand lang und vornehm am Altar und gelobte, das Kind an seines Vaters statt auf rechte Wege zu geleiten. Die Kirche war gefüllt, — man denke, das Kind eines Skandalmakers und einer vornehmen Frau — und um den Altar standen Lorbeerbäume und blühende Büsche. Die Leute aus Vellerive sahen nicht oft eine solche Taufe. Sie sangen aus voller Kehle, und ließen sich kein Wort von der langen Predigt entgehen; denn auch der Pastor war aus der Stadt verschrieben worden und war ein Verwandter der Schwendts.

„Sie hat es gut getroffen“, sagten die Leute, „daß sie bei Frau Petitpierre leben darf. Sie wird es haben wie der Vogel im Hanfsamen.“

Die kleine Rahel bekam es schon am ersten Tag zu merken, daß sie im Schutze einer wohlhabenden Familie ins Leben getreten. Drei Sparbücher, ein gelbes, ein rotes und ein grünes, lagen am Taufmorgen auf ihrem Wickelkissen, und alle drei wiesen eine schöne, runde Summe auf. Die Büchlein wurden im Laufe der nächsten Jahre zusehends fetter und gewichtiger. Pate und Patinnen hatten gefunden, daß Geld ihrem Schützling im späteren Leben nützlicher sein möchte als silberne Taufbecher und vergoldete Kaffeelöffel. Auch sonst hatte sich die Familie angestrengt. Better Ludwig war mit einem Gedicht erschienen, von dem der Onkel Doktor bemerkte, mehr könne man von seinem Erzeuger nicht verlangen. Im Umschlag lagen zwei Goldstücke. Zu Ottiliens Verwunderung saß der Better neben ihr und suchte sich ihr angenehm zu machen. Solange sie denken konnte, hatte jeder über den Ludwig gespottet, und er hatte sich diesen Spott freundlich und hilflos gefallen lassen. Die Großen nannten ihn die „Wetterfahne“, die Kleinen die „Laterne“, denn er war sehr lang und hatte einen winzigen Kopf. „Und nichts drin“, wie Onkel Doktors Neffe, der Student, behauptete.

Onkel Schwendt hielt eine Rede, in der er die hilfsreiche Hand pries, die sich Ottiliens in ihrer Not angenommen. Pfarrer Schwendt toastete auf die Familie als solche, die schützend einen jeden aufnahm, der sich in ihren Schoß flüchtete, und der Student feierte das Taufkind und hob vor allem hervor, daß sein größter Vorzug sein Geschlecht sei, dem er von vornherein sympathisch gegenüberstehe. Schließlich stand auch Ludwig auf. Er wollte dem alten Erzwater Jakob die Ehre geben, dessen Frau Rahel

geheißen, und der also schuld sei — „nicht mittelbar, aber unmittelbar, und ... der ...“

Es schrien alle Bravo, und etwas erstaunt setzte sich der Better. Des Onkels Nefte umarmte ihn und sagte laut: „Die Laterne leuchtet“, was den ganzen Tisch laut auflachen machte, und Tante Adeline bewog, ihm einen spitzen Blick zuzuwenden, so daß er erbläste und ein ganzes Glas Champagner auf einen Zug austrank.

Zum Schluß, angeregt vom Beispiel der Großen, fand sich auch Sidney bemüht, seine Stimme zu erheben. Zur

unbeschreiblichen Freude von Tante Marie und Monika stand der Sechsjährige auf, klingelte und fing an: „Weil mein Vater ein Missionar war, und jetzt tot ist, und weit weg von hier wohnte, muß ich sagen, daß es viel leichter ist, ein kleines, weißes Kind zu taufen als einen schwarzen Australneger, wie mein Vater sie taufen mußte. Denn die wehren sich, und wollen nicht, und sind lieber schwarz als weiß, denn dann müssen sie Kleider anziehen, und das mögen sie nicht, weil sie nackt viel schöner finden.“

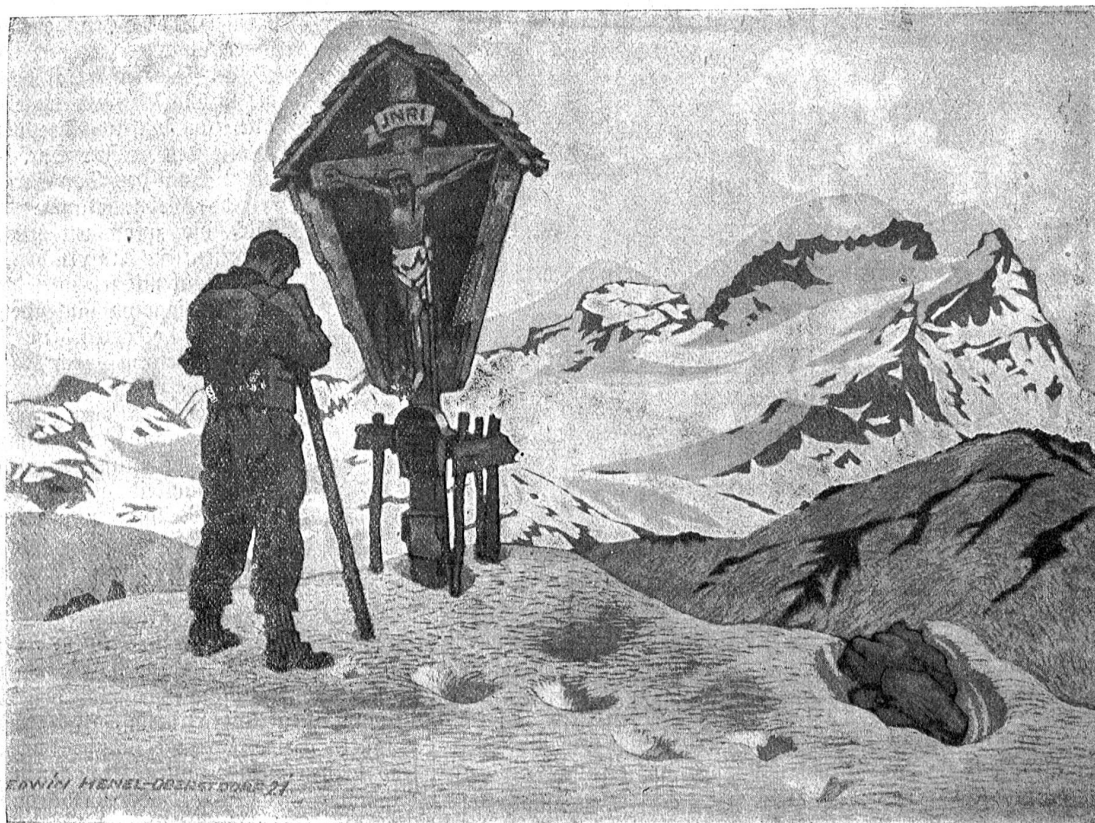
„Schweig Sidney, schweig“, riefen ein paar Stimmen. Aber er kehrte sich nicht daran. „Aber dort ist es so, hat mein Papa erzählt, als er hier war, daß ein Neger gleich laufen kann, wenn er getauft wird, und das dumme Ding hier nicht, und darum freut es mich viel mehr, daß mein Vater Neger getauft hat...“

„Hör auf, Sidney“, schrien alle und lachten, und wollten ihn mit Süßigkeiten bändigen. Aber er redete unentwegt weiter.

„Und wenn ich ein Mann geworden bin, dann gehe ich zu den Negern, die Papa getauft hat, und male sie. Und ich male den Onkel Doktor, und den Bundespräsidenten und Tante Marie, und den Daniel mit dem Budel in dem kleinen Laden, aber Tante Adeline male ich nicht.“

„Warum nicht“, rief der Student, der hoffte, daß Sidney ihn an Tante Pettipierre rächen würde.

„Das sage ich dir nicht“, schrie aber Sidney und streckte dem Studenten die Zunge heraus. Das war nun stark. Tante Marie rief entschuldigend: „Er hat zuviel Champagner getrunken“, der Onkel Doktor nahm ihn aber bei der Hand und führte ihn hinaus. Man hörte ein künstlich



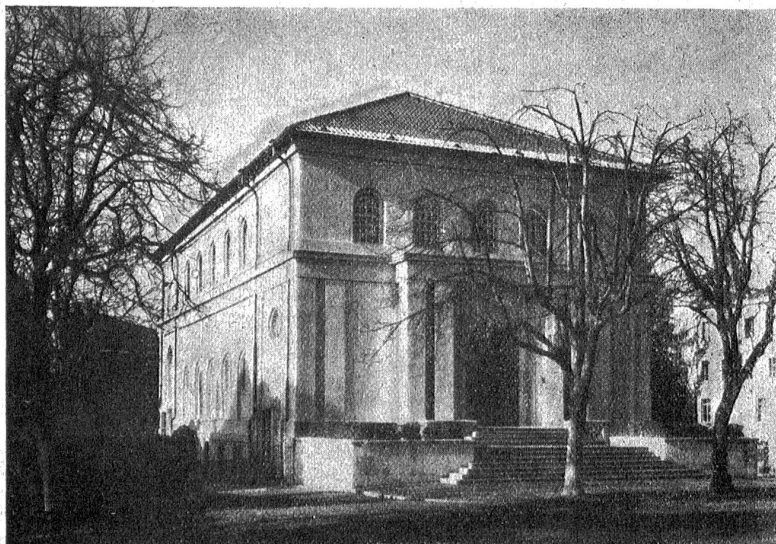
Spätwintertag in der Silvretta. — Von Henel.

übertriebenes Geschrei, Trampeln, die tiefe Stimme des Onkels und dann gar nichts mehr. Als der Doktor herein kam, lachte er.

„Der Kerl behauptet, wir seien in der Uebersahl, da sei es keine Kunst, ihn zu dedeln. Wenn er groß sei, wolle er es uns heimzahlen.“

Um zwölf Uhr fuhren die Wagen vor. Die Familie hatte die kleine Rahel Lenz als eines ihrer Glieder anerkannt.

Als Rahel ungefähr vier Jahre alt war, ließ sie vom weißen Hause fort, weil sie sich langweilte. Sie benützte den Augenblick, da ihre Mutter im Keller das Eingemachte in lange Reihen ordnete und ihr Herz ob den bunten Gläsern fröhlich hüpfen ließ. Sie schienen ihr ein Symbol zu sein von Reichtum, Genuß und Sorglosigkeit. Mochte der Winter kommen, mochte Hungersnot das Land bedrängen — es wurde nicht bedrängt —, mochte Armut und Kälte an die Türen klopfen, sie war geborgen. Und waren es auch nicht ihre eigenen, goldglänzenden Birnen und Reineclauden, ihre zartpflaumigen Pfirsiche und Kirschen und Johannisbeeren, ihre Töpfe mit Gelee und ihr Honig, sie bekam dennoch alles zu kosten und weißes Brot, Butter und Käse dazu. Sie brauchte es nicht zu bereuen, Better Ludwig einen Korb gegeben zu haben. Ja, am Ende war ihr Los gar nicht so böse gefallen, daß sie noch darum zu trauern brauchte. Am Ende hätte sie es bei dem schönen Brecht bei weitem nicht so gut gehabt, und bei weitem ihr weißes Fleisch nicht so wohl sich entwickeln und ihren Geist so behaglich ruhen lassen können, wie hier, bei ihrer Base Pettipierre. Das bißchen Hochmut Adelines, das bißchen Sich-bedrückt-fühlen, das anfänglich schmerzliche, jetzt gänzlich überwundene Gefühl des



Die Kirche der Christlichen Wissenschaften in Bern. — Vom Helvetiaplatz aus. (Phot. Henn, Bern.)

Besuchseins, des Geduldetseins, was hatte das zu sagen, angesichts der zwölffachen Reihe Eingemachtem?

Und mit Recht durfte Ottilie sich selbst gegenüber behaupten, daß sie ihre Pflicht voll und ganz erfülle. Sie war sich bewußt, daß Adeline ihr ruhig das Füllen eines Kellers überlassen konnte, ebenso die Sorge um den Wäscheschrank, das Einbalsamieren der Winterkleider, das Sonnen der Betten. Da glänzte ihr helles Haar in der Sonne, und flimmerte ihre weiße, fette Haut, und leuchteten ihre rosafarbenen Wangen. Alles andere war nicht ihres Amtes, auch die Erziehung ihres Töchterchens nicht. (Fortf. folgt.)

Die Kirche der Christlichen Wissenschaften in Bern.

In aller Stille ist auf dem Kirchhof, aus der Westseite des Helvetiaplatzes, ein Kirchenbau entstanden, der dem Plaze und dem Quartier zur Zierde gereicht und darum wohl ein freundliches Wort verdient. Die Anhänger der Christlichen Wissenschaft sind in den letzten Jahren in Bern so zahlreich geworden, daß ihr altes Versammlungslokal die Menge der Besucher nicht mehr zu fassen vermochte und ein Neubau zur Notwendigkeit wurde. Rechtzeitig erwarb die Leitung der Kultgemeinschaft den Bauplatz, und als die Unterhandlungen mit dem städtischen Bauamt zum guten Ende geführt waren, konnte mit dem Bau der Kirche begonnen werden.

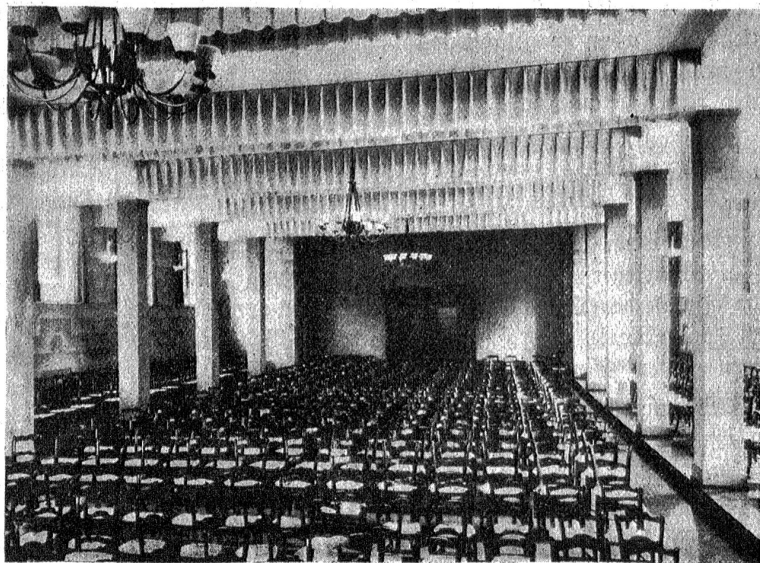
Mit der Ausarbeitung der Pläne und mit der Bauleitung wurde die Architekturfirma Nigst & Wadel in Bern beauftragt. Diese hat die Aufgabe mit großem Geschick gelöst. Das öffentliche Urteil hierüber ist allgemein zustimmend. Die neue Kirche paßt sich in ihrer äußeren Gestalt den architektonischen Gegebenheiten der Umgebung bescheiden an. Ihre Zweckbestimmung bringt sie in ihrem Neuern würdig zur Geltung, ohne durch Auffälligkeiten irgendwelcher Art für ihr Bekenntnis Propaganda machen zu wollen. Die Nähe des Historischen Museums mit seiner den ganzen Plaz beherrschenden Architektur ließ keine andere als einfache, ruhige Formen zu. Doch bereitet schon der vornehme Eingang von der

Platzseite her auf angenehme Überraschungen im Innern vor.

Wir betreten durch das Hauptportal zunächst eine in dunklen Farben gehaltene geräumige Vorhalle, von der aus Treppen beidseitig hinauf zur Galerie des großen Saales und hinunter in den kleinen Saal des Souterrains führen. Der größte Teil des Gebäuderaumes wird durch diese beiden Säle, die zusammen ungefähr 1200 Sitzplätze aufweisen, in Anspruch genommen. Der große Kirchenaal mit seinem leicht ansteigenden Parterre und der ringsum laufenden stützenlosen Galerien, mit seiner hochgewölbten, stark gegliederten Holzdachdecke, mit seinem durch Kanzelpodium und Orgelempore gefüllten Chor vermittelt einen überraschend einheitlichen Raumeindruck. Das Ganze ist in harmonisch abgestimmten Farbentönen gehalten. Der Akustik des Saales wurde besondere Aufmerksamkeit zugewendet; so wurde die Decke in eine Reihung von kleinen Flächen aufgelöst, um die Echobildung zu verhindern. So gestaltet, wird der Raum der wunderbaren Orgel gerecht, die eine Sehenswürdigkeit für sich bildet. Soll sie doch nach kompetentem Urteil das bestgebaute Werk sein, das in der Stadt Bern, ja in der

ganzen Schweiz zu finden ist. Es wurde von der Orgelfirma Ruhn in Männedorf nach den Angaben von Münsterorganist Graf und Orgelinspektor Schiek in Solothurn ausgeführt. Seine Vorzüge beruhen im ausgefuchsten Material und in den aufs genaueste erwogenen Kombinationsmöglichkeiten der 38 Register. Es wurde dabei auf Vorbilder aus früheren Jahrhunderten zurückgegriffen.

In der Ausstattung des Baues kommt die Tatsache angenehm zur Geltung, daß die Baumittel reichlich zur Verfügung standen. Die Architekten konnten, wo es immer notwendig war, die gewollte Wirkung durch das Material erzielen. Doch sei gleich betont, daß sie dabei immer sachlich, schlicht und vornehm geblieben sind. Die Art, wie sie beispielsweise den untern Saal durch originelle Bemalung warm und freundlich gestaltet haben, kann geradezu vorbildlich genannt werden. Beachtenswert ist auch die dekorative Verwendung von weißen Tüchern an den Deckbalken zur Hebung der Akustik des Saales. Nebenbei bemerkt: in diesem Saale werden die rhetorischen und musikalischen Darbietungen, die im Stodwerk höher, im Hauptsaal geboten werden, nach amerikanischem Muster durch Lautsprecher wiedergegeben, eine Methode rationeller Raumausnutzung,



Die Kirche der Christlichen Wissenschaften in Bern. — Saal im Untergerchoß. (Phot. Henn, Bern.)